

Daran gemessen, fällt *Joyce* hinter seinen Anspruch zurück. Edwin Waugh vertritt „eine untergehende Kultur“ (S. 58), und wie er war auch John Bright „eine marginale oder 'liminale' Figur“ (S. 91). Will heißen: Hier treten zwei atypische *Grenz-Akteure* auf – den Möchtegern-Arbeiter widern „dumpf blickende“ Leidensgenossen an (S. 58), der Vorzeige-Bürger kommt, „anders als viele begüterte Weggefährten“, aus einfachen Verhältnissen (S. 130).

Ein Paradox bleibt freilich bestehen: Ausgerechnet diese Unzeitgemäßen sind populäre Gestalten des öffentlichen Lebens gewesen – „realgeschichtlich“ unerklärlich.

Wolfgang Fach

Joyce Appleby/Lynn Hunt/Margaret Jacob, *Telling the Truth about History*, Norton, New York/London 1994, XIV, 322 S.

Wie sind Nation und Multikulturalismus für den Historiker zusammenzubringen? Kann es eine Geschichtsschreibung geben, die beiden Begriffen Rechnung trägt? Und wie kann überhaupt – nach der Postmoderne – Geschichte geschrieben werden?

Die Geschichtsschreibung befindet sich, folgt man der Beschreibung der Autorinnen, in einer Krise. Diese Krise versuchen sie mit ihrem Buch zu bewältigen. Die Wahrheit über die Geschichte sagen – das betrifft jene zwei Ebenen, auf denen sich die doppelte Krise der Geschichtsschreibung abspielt: Was heißt es, eine wahrhaftige, allgemeingültige Geschichte zu schreiben, und was heißt es, die theoretischen Grundlagen und Möglichkeiten für die Erzählung einer wahren Geschichte darzulegen? Das Buch will in eine amerikanische Diskussion eingreifen. Die Autorinnen grenzen sich ab gegen Geschichtsschreibung als Selbstgratulation und wenden sich gegen Zynismus, Relativismus und Nihilismus. „Dieses Buch richtet sich gegen die Unsicherheit“ (S. 3), die durch die Postmoderne allgemein geworden ist. *Appleby/Hunt/Jacob* bekennen sich zu der Überzeugung, daß es möglich und sinnvoll sei, Geschichte zu schreiben,¹ daß Geschichtsschreibung die Realität der Vergangenheit in adäquater Weise wiedergeben kann. Und sie betonen die Bedeutung einer Nationalgeschichte. Diese sei am besten auf demokratische Weise zu schreiben. Dies darzustellen ist das Ziel des Buches.²

Die Gliederung des Werkes ist einsichtig. Im ersten Teil ihres Buches beschreiben die Autorinnen die Entstehung des „intellektuellen

Absolutismus“. In der Aufklärung, besonders in der Nachfolge Newtons, sei ein heroisches Wissenschaftsmodell entstanden, das die Genies der Naturwissenschaften zu Helden der Kultur machte.³ Der Glaube an die Modernität vereinigte den Fortschrittsglauben mit der Überzeugung von der Erkennbarkeit der Welt auf quasi naturwissenschaftlichem Wege und der Existenz endgültiger und allgemeiner Wahrheiten. Dieses Erkenntnismodell wurde auch auf die Geschichtsschreibung übertragen.

Die so konstituierte Wissenschaft über die Rolle der Wissenschaft erfüllte wesentliche Funktionen bei der Herausbildung und Entwicklung der Nationalstaaten. Sie bestimmte deren Selbstbild: Eine einheitliche Nation forderte eine einheitliche Geschichte.

Der zweite Teil des Werkes berichtet vom Ende dieses „intellektuellen Absolutismus“. In der Geschichtsschreibung der USA entstanden mit der Entdeckung der Klassen, Rassen und Geschlechter als geschichtliche Kategorien miteinander konkurrierende Geschichtserzählungen. Zudem wurde das gesamte Wissenschaftsbild in Frage gestellt, die „tönernen Füße der Wissenschaft“ entdeckt. Dies begann mit der Ernüchterung über die Rolle der Wissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg, die das Interesse an der Wissenschaftsgeschichte

weckte. Kuhns Soziologie wissenschaftlicher Revolutionen rückte die außerwissenschaftlichen Faktoren bei Paradigmenwechseln der Wissenschaft ins Blickfeld. Die in den sechziger Jahren geprägte Generation brachte die Erfahrung des Vietnamkrieges ein, die Demokratisierung des Bildungszugangs beteiligte neue Gruppen und damit neue Sichtweisen an der wissenschaftlichen Diskussion. Die Beschäftigung mit dem sozialen Kontext der Wissenschaft erhielt bestimmendes Gewicht. Die Desillusionierung begünstigte auch die Ausbreitung des Relativismus. Schließlich machten die Krise der Modernität und die postmoderne Philosophie das Untergehen der Erkenntnis der Wirklichkeit überhaupt fragwürdig.

Dieser Lagebeschreibung suchen die Autorinnen im dritten Teil ihres Buches („eine neue Republik des Forschens und Lernens“) einen eigenen Ansatz entgegenzusetzen. Gegen die postmoderne Unsicherheit der theoretischen Grundlagen der Wissenschaft von der Vergangenheit schlagen sie einen pragmatischen Ansatz vor, den sie praktischen Realismus nennen. In dessen Grenzen seien Wahrheit und Objektivität möglich.

Davon ausgehend wird das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur Nation und zum Multikulturalismus neu bestimmt. Grundsätz-

lich sei eine getreue, in demokratischer Diskussion sich selbst überprüfende Geschichtswissenschaft möglich und außerdem der Entwicklung der Demokratie förderlich.

Einleitung und Schlußteile sind zweifellos die stärksten Passagen des Buches. Die Darlegungen wirken immer dann am überzeugendsten, wenn die Autorinnen ihre Ansichten zur Geschichtstheorie gegen die Postmoderne verteidigen. Auch in den die theoretische Diskussion beschreibenden Kapiteln finden sich eindeutige und eigenständige Stellungnahmen. So werden Theorien als nützliches analytisches Werkzeug bezeichnet (S. 51). Andererseits wird (den Relativisten) zugestanden, daß Geschichtserzählungen die Vergangenheit immer rückwirkend entlang der Entwicklungslinien und auf die Beantwortung der gestellten Fragen hin strukturieren würden (S. 63). Weder Positivisten noch postmoderne Relativisten könnten mit ihren Absolutismen die Komplexität der menschlichen Situation denken. Die Geschichtsschreibung verfehle mit der Übernahme des Relativismus das Bedürfnis nach historischen Wahrheiten, nach kausalen Erklärungen und Erzählungen (S. 191ff.). Wenn auch Wahrheit und Objektivität nicht aufgegeben werden, so sei immerhin ihr Verständnis zu überdenken.

In ähnlicher Weise versuchen

die Autorinnen, unter Würdigung der Kritik an historischen Auffassungen doch ihre brauchbaren Elemente zu bewahren. So bedeutet etwa die Kritik an Newton nicht die Negation seiner Erkenntnisse. Denn „die Historisierung eines Geschichtsbestandteiles muß und sollte nicht die Wahrheiten negieren, die die Menschen in ihnen entdecken.“⁶ Die Geschichtsschreibung als ein Prozeß, der auf ständiger Kritik beruhe.

Appleby/Hunt/Jacob wollen mit ihrer Darstellung eine Route steuern, die zwischen der traditionellen Geschichtsschreibung und der Postmoderne liegt,⁶ da auch die Erkenntnisfortschritte der Postmoderne nicht unbeachtet bleiben können, die die Methodendiskussion belebt hat.

Eine solche Haltung führt die Autorinnen zur Ablehnung einer ironischen Betrachtungsweise. Sie sehen die „Suche nach möglichst objektiven Erklärungen als einzige(n) Weg nach vorn“ an – und sie legen Wert auf eine idealistische, aktive Stellung zur Wirklichkeit, „zu einer demokratischen Gemeinschaft, zu der Art Gesellschaft, in der wir gern leben würden“ (S. 229).

Im Rahmen ihres umfassenden Konzepts von Geschichtsschreibung können die Autorinnen auch die Narration als einen bedeutenden Weg bezeichnen, mit deren Hilfe die Welt erklärt wird (S. 231ff.).

Denn: Erzählungen und Metaerzählungen machen erst das Handeln in der Welt möglich, weil sie der Welt Bedeutung geben. Aber Hilfsmittel zum Umgang mit der Welt sind eben auch Geschichte und Politik (S. 236).

Das Fundament für ihre Erwägungen geben die Verf. im ersten Kapitel des letzten Teiles. Ihr Vorschlag für die Grundlegung historischer Arbeit lautet: praktischer Realismus, wobei praktisch als Gegensatz zu naivem Realismus veranschlagt wird. Der praktische Realismus anerkennt, daß Sprache trotz der Veränderlichkeit ihrer Regeln Wirklichkeit abbildet, da diese Regeln sich in Wechselwirkung mit der objektiven Wirklichkeit verändern, in dem unentwegten Bemühen, den Dingen Namen zu geben (S. 247). Die Kenntnis der Schwierigkeiten einer akkuraten Geschichtsschreibung soll nicht von diesem Unternehmen abbringen. Ein solcher (man möchte sagen: kühler) Realismus kann auch eine ästhetische Anziehungskraft entfalten und mit der Kunstauffassung gleichen Namens verglichen werden. Daraus ergäbe sich dann die Notwendigkeit, den Details besondere Beachtung zu widmen (S. 248ff.). Wieder betonen die Autorinnen die aktive Beziehung zur Umwelt: Die Erfahrung von Geschichte mache praktischen Realismus konkreter.

Der Maßstab des praktischen

Realismus führt die Autorinnen zu weiteren Aussagen. Sie blicken nicht im Zorn zurück, sondern mit Dankbarkeit für die Vorgänger in der Forschung vorwärts (S. 251). So bestimmen sie die Stellung der Geschichte zu den Naturwissenschaften: Man könne keine Trennung behaupten, allerdings besitze die Geschichte ein eigenes Untersuchungsfeld, zu dem das Problem der Zeitlichkeit hinzutrete (S. 252f.). Andererseits trenne die Neugier die Geschichte von der Literatur, denn die Neugier suche keine Erfindungen (S. 259). Die Forderung nach Objektivität müsse Subjektivität in Rechnung stellen. Neugier sei immer der Ausgangspunkt der forschenden Arbeit. Diese Arbeit werde von persönlichen und kulturellen Eigenschaften geleitet, neutrale Forschung unmöglich. Und weiter: Die Vergangenheit kann den Historikern die Wahrheit nicht aufdrängen, aber ihre Aussagen über die Vergangenheit beschränken. Die Anzahl der zulässigen Interpretationen ist begrenzt. So ist die Koexistenz unvereinbarer Interpretationen möglich, und auch Koexistenz vereinbarer unterschiedlicher Perspektiven (S. 254ff.). Die Gemeinschaft der Forscher wirkt als prüfende Instanz für die Interpretationen der Historiker – gewissermaßen als ein Ersatz für Experimente. Wenn *Appleby/Hunt/Jacob* Objektivität als wechselseitige („interaktive“) Beziehung zwi-

schen untersuchendem Subjekt und dem außerhalb liegenden Objekt definieren, so bekräftigen sie gleichzeitig ihre Überzeugung, daß der Mensch fähig sei, zwischen gesteuerter und unrichtiger Wiedergabe der Vergangenheit zu unterscheiden.

Gleichzeitig hätten die Zeugnisse der Vergangenheit Beweiskraft nur unter einer bestimmten Fragestellung, ja die letztendlich entstehenden Geschichten hingen von der Fragestellung ab, und das Interesse, die Fragestellung selbst, sei zeitgebunden. Jede Generation wolle die Geschichte für sich mit Bedeutung erfüllen (S. 263ff.).

Diese Folgerungen versuchen die Autorinnen im letzten Kapitel auf die gegenwärtige Situation der Geschichte in Amerika anzuwenden. Das Ende des Kalten Krieges mache eine „New Republic of Learning“ möglich (indem der politische Druck auf die Geschichtswissenschaft gewichen sei), nur Traditionalisten würden in dessen Logik beharren (S. 271ff.). Die Geschichte könne nur in einer wiederbelebten öffentlichen Arena blühen (S. 282). Als philosophische Grundlage ihrer Gedanken führen die Autorinnen den Pragmatismus an. Der Pragmatismus funktioniert aber nur in Demokratie, da er selbst keine absoluten Wahrheitskriterien enthält (S. 283ff.). Gefahren drohen sowohl von *political correctness* (nämlich

Anpassung an eine herrschende Meinung) als auch von Gruppeninteressen (wie etwa die Vorherrschaft 'weißer' Geschichtsschreibung in der Vergangenheit).

Nun kann auch das Problem des Multikulturalismus angegangen werden. Ein multikultureller Zugang zur Vergangenheit sei nötig, umstritten sei nur die Frage des Wie (S. 292). Nach Meinung der Autorinnen baue der Multikulturalismus auf dem Historismus auf, denn jede Zeit und so auch jedes Volk hat seinen eigenen Wert, seine eigene Geschichte, seine eigene Bedeutung (S. 71).

Wohl nur für Amerikaner ist evident, was *Appleby/Hunt/Jacob* zur Beziehung von Nation und Multikulturalismus sagen. Sie müssen beide zusammen gesehen werden. Für die Autorinnen ist die eine Prämisse, von der ausgehend sie überhaupt erst ihr Buch geschrieben haben. Sie beschreiben eine Dialektik von Teil und Ganzem (S. 301f.). Dem widerspreche nicht, daß – ausgehend von den Überlegungen zur Theorie der Geschichte – Erklärungen immer nur partiell sind. Ebenso bestehe eine Spannung zwischen freiem Willen und Determinismus (S. 305f.).

Die Autorinnen ordnen sich explizit der Aufklärung zu. Aber dieses Bekenntnis zur Aufklärung ist selbst aufgeklärt, denn es redet nicht von einer Wahrheit, sondern von

Wahrheiten. Geschichte ist ein Prozeß von partiellen Aussagen und partiellen Wahrheiten, aber eben doch ein einheitlicher Prozeß, der seine Funktion für die Nation zu erfüllen hat und erfüllen kann.

Das Buch endet mit der nochmaligen Versicherung, erst wahrhaftige Geschichte befähige zum Umgang mit der Wirklichkeit (S. 307). Die Geschichte, die die Tatsache des Multikulturalismus in Rechnung stellt, bleibt noch zu schreiben. Wenn wahrhaftige Geschichtsschreibung möglich ist, dann auch eine Geschichtsschreibung für eine Nation mit kultureller Vielfalt. So kann eine einheitliche, vereinende, aber nicht gleichmacherische Nationalgeschichte anstelle eines einheitlichen und Einheit stiftenden Mythos treten, wie er zu Zeiten der heroischen Erzählungen herrschte (S. 125).

Die Autorinnen legen ihre persönlichen Überzeugungen dar. Sie setzen ihre Positionen gegen die beschriebene Position der Gegner. Insgesamt kommt aber kaum eine geschlossene Argumentation zustande. Oft dienen Evidenzen als Beweise, gelegentlich wird auch mit dem Zynismusvorwurf oder mit einer aus der gegnerischen Position resultierenden Sinnlosigkeit der Geschichte als Fach argumentiert.

Gelingt das Unternehmen von *Appleby/Hunt/Jacob*, nämlich durch eine Geschichte der Geschichtswis-

senschaft gegen den Postmodernismus für die Möglichkeit, die Zukunft und die Notwendigkeit der Geschichte zu argumentieren? Insgesamt schon. Wenn auch die Argumentation im Detail nicht immer zwingend und streng logisch, sondern eher essayistisch ist, so erscheint doch das Bild von einer sich durch demokratische Diskussion entwickelnden Geschichtswissenschaft.

Unübersehbar handelt es sich um ein *amerikanisches* Buch. Die Autorinnen *Appleby/Hunt/Jacob* suchen eine amerikanische Lösung für ein amerikanisches Problem. Auch dominiert eine amerikanische Sicht auf die Dinge: Europa ist nicht im Blickpunkt, im Bezug auf die Geistesgeschichte bestehen gar Lücken, da allenfalls England und Frankreich auftauchen, gelegentlich auch Deutschland.

Das Buch will als Plädoyer in die aktuelle Diskussion in den USA eingreifen. So erklärt sich auch zum Teil sein eher deskriptiver als analytischer Charakter. Die Konzentration auf die USA macht manche Dinge aber auch besonders deutlich, so etwa die *Schaffung* einer Nationalgeschichtsschreibung, die Ende des 18. Jhs. als Vorgang deutlich wahrnehmbar wird. Andererseits sehen sich die Autorinnen nicht bemüht, zwischen Nation, Gesellschaft und Staat zu differenzieren.

Wenn man sich auch die geistes-

Buchbesprechungen

geschichtliche Erzählung mit einer mehr globalen und auch mehr europäischen Perspektive wünschte, die die Aussage des Buehes nicht nur auf die internationale, sondern auf eine allgemeine Ebene brächte, so ist dieses Buch doch auch für Europa und Deutschland wichtig, verdient doch der Zusammenhang von Multikulturalismus und Nationalgeschichte eine eingehende Diskussion.

Ebenso wichtig ist die Reflexion über die Grundlagen der Geschichtsschreibung. Die Autorinnen haben den Versuch einer Rekonstruktion nach der Dekonstruktion unternommen. Beschreiben die Autorinnen nicht den alltäglichen Pragmatismus der „normalen“ Historiker? Sie zeigen ein tragfähiges Fundament für Historiker, den Zusammenhang von Geschichtsschreibung und demokratischer Gesellschaft. Dieses Ergebnis sollte nicht zu Selbstsicherheit verleiten, zu Unbekümmertheit oder zur Vernachlässigung der Reflexion. Sich seiner selbst versichern heißt im Sinne der Autorinnen, sich der Verunsicherung zu stellen. Das Plädoyer für den pragmatischen Gebrauch der praktischen Vernunft ist lesenswert.

Hans-Martin Moderow

- 1 „What historians do best is to make connections with the past in order to illuminate the problems of the present and
- 2 the potential of the future“ (S. 10).
- 3 „A democratic practice of history, we will argue, encourages skepticism about dominant views, but at the same time trusts in the reality of the past and its knowability... we hope to show that a democratic practice of history... offers the best chance of making sense of the world“ (S. 11). – „...national histories are still necessary. So too is faith in the ultimate goal of an education: the rigorous search for truth usable by all peoples“ (S. 12).
- 4 „heroic model of science... made scientific geniusses into cultural heroes“ (S. 15).
- 5 Und auch gegen die Unlust der Historiker, sich über Theorie und persönliche Sichtweisen der Geschichtsschreibung Rechenschaft zu geben: „Quite naturally wishing to avoid the seasickness of shifting personal perspectives, historians generally sought to avoid philosophical issues, wich they dismissively categorized as ‘theory’“ (S. 243).
- 6 „Historicizing any moment need not, should not, sacrifice the truths people discovered in it“ (S. 196).
- 7 „Our Goal is to navigate a cours between the traditionalist critics and the postmodernists, by defending the role of an objective and inclusive history while recognizing the need for exploring its conceptual fault lines“ (S. 202).